

Nr. 269 Bydgoszcz / Bromberg, 24. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(9. Fortsetzung.)

Die beiden schlenderten im stolzen Bewußtsein ihrer abgestempelten Pässe durch die Hauptstraße, die in direkter Verlängerung der Brücke die Stadt durchschneidet.

„Schau dir nur diese Häuser an“, wies Frank auf die Bauten in der schmalen Seitenstraße, die zum Bahnhof führte, „wie verwitterte alte Granitforts. Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie noch vor siebzig, achtzig Jahren das Geheul der Sioux und Apachen von diesen Mauern widerhallte.“

„Hoffentlich kommen wir bis Tampico“, meinte Vic. „Zwei Fahrkarten nach Tampico!“ rief er dem Schalterbeamten zu. „Wie lange fährt man eigentlich bis Tampico?“ fragte er ihn dann, als er die Karten eingesteckt und seufzend hundertsechzehn Pesos und dreißig Centavos hingelegt hatte.

Mit einem verdrießlichen Seitenblick riß sich der Beamte von seiner Zeitung los. „Nach Tampico? Wenn keine Störungen dazwischenkommen, drei und einen halben Tag. Sie müssen umsteigen in Torreon, Saltillo und Monterey.“

*

Im Fünfzig-Meilen-Tempo durcheilt der Zug in genau südlicher Richtung das zentralamerikanische Hochland. Zu beiden Seiten der Schienen Steine, Sand, Kakteen. Am Horizont im Osten und Westen die bizarren Kammlinien kahler Hügel- und Bergketten. In weiten Abständen niedrige steinerne Stationsgebäude; dort warten Reiter und altertümliche Ochsenkarren auf die wenigen Fahrgäste, die den Zug verlassen. Hier und da weit abseits der Bahn ein dürftiger Rancho hinter hohen Steinpalisaden, die fast mit der versteinerten Landschaft verschmelzen. Wie Äste zweigen da und dort holprige, schmalspurige Schienen in die Wüste ab; auf ihnen stehen die schwerbeladenen „Hunde“ mit Silbererzen. Scheinbar ziellos irren diese schmalen Eisenbänder in die unabsehbare Ebene. Und doch nicht ziellos. Breite Rauchwolken über einem Land von Steinwürfeln verraten ein Silber-, Gold- oder Kupferbergwerk. Über all dem strahlt grelles, weißes Sonnenlicht und die Luft flimmert und glitzert von Millionen Sand- und Staubkörnern. Der Zug, der morgens blank und glänzend Ciudad Juarez verlassen hat, läuft abends grau, staubüberkrustet in Chihuahua ein, wie ein lebendig gewordenes Stück der Wüste, die er durcheilt hat.

Es ist keine Landschaft, die zum Fenster lockt. Es ist keine Landschaft, um frohe Zukunftspläne zu machen.

„Und ich sage dir nochmals, Vic, daß diese Bande, die Dodson auf dem Gewissen hat, auch uns schon auf den Fersen ist. Anders läßt sich das nicht erklären.“ Wieder zieht Frank das zerlesene Zeitungsblatt hervor, das die Nachricht von dem geheimnisvollen Wagenfund bei Wilcox brachte. „Da, schwarz auf weiß, es hat sich um kein Emigrationsauto gehandelt! Da steckt bestimmt dieser Ashly dahinter. Sein Gesicht hat mir nie gefallen!“

„Aber du warst es doch, der auf den Abschluß eines Geschäfts gedrängt hat!“

„Na ja“, windet sich Frank aus der Verlegenheit, „tausend Dollar sind ein Stück Geld. Wir haben ja auch schließlich noch siebenhundert . . .“

„Und fast ein paar Kugeln im Leib. Doch das ist jetzt Nebensache, wir sind ja auf der Fahrt nach Tampico. Dadurch, daß wir den leeren Wagen in den Abgrund rumpeln ließen, haben wir, glaube ich, unsere Spur und die unserer vier Schützlinge gründlich verwischt.“

„Und dann unser altes Glück, daß wir in Wilcox eben in die Ankunft des Riesenzirkus hineinkamen, der unserem Auftauchen jedes Aufsehen nahm. Und wieder unser altes Glück, daß das Unternehmen zur Grenze nach El Paso zog, wohin auch wir wollten. Und ein drittes Mal, daß der Anführer so ein feiner Kerl war und uns nicht verriet. Und hier die amtliche Einreisebewilligung nach Mexiko und hier die Genehmigung auf unser „Öldorado“, ja Menschenskand, warum machen wir denn so verzagte Gesichter?“

„Weil wir unausgeschlafen sind und seit zwölf Stunden nichts Vernünftiges gegessen haben.“

Ein heftiger Ruck läßt Frank eine zustimmende Verbeugung machen. Im Ausschnitt des Fensters erscheint der Name der Station. „Estacion Chihuahua“, bestätigt der Schaffner, „eine Stunde Aufenthalt für das Abendessen!“

„Na, also“, jubelt Frank, „geht nicht alles nach Wunsch?“

Durch Fenster und Türen dringt der schreiende Chor der Händler: „Reiseproviant! Eis! Maisbrot! Beefsteaks! Bier! Tequilaschnaps! Zigarillos!“ In der rechten Hand eine Fleischpastete, in der linken eine Flasche frisches Chihuahuabier, versinken für die zwei alle Fragen der Vergangenheit und Zukunft. Um ihren Mund liegt das zufriedene Lächeln der Sattheit und als der Zug in die Nacht hinausbraust, verwandelt ein gütiger Traum den ratternden Wagen in eine Luxuslimousine, die harten Holzbänke in schwellende Lederpolster.

Frank erwacht durch die Berührung einer fremden Hand, die sich an seinem Hut zu schaffen macht. Im Dunkel des Morgens sieht er den Kontrollbeamten vor sich, der die rote Kilometerkarte hinter seinem Hutband wegnimmt und gegen eine grüne umtauscht. Lautlos geht der Schaffner weiter, von Hut zu Hut; teilweise sitzen diese Hüte auf den Köpfen ihrer schlafenden Besitzer, teils liegen sie im Gepäcknetz oder verstreut im ganzen Wagen. Niemand wird gestört durch diese sanfte Art der Amtshandlung, nur da und dort legt sich die Hand des Beamten mit einem wohlwollenden Klopfen auf die Schulter eines Fahrgastes und teilt ihm mit, daß er an der nächsten Station auszusteigen habe. Er scheint zu wissen, wie schwer es ist, in den Wagen

zweiter Klasse in Mexiko einzuschlafen und hütet deshalb diesen Schlaf wie eine seltene Kostbarkeit.

Frank schält sich aus seiner Decke, sieht hinüber zu seinem Freund. Der schläft noch fest, aber auch hinter seinem Hut leuchtet schon die neue grüne Karte. Mit vorsichtigen Stelzschritten steigt Frank über die schlafenden Leute auf dem Boden des Wagens, tritt hinaus auf die Plattform und fühlt erschauernd die eiskalte Morgenluft der Hochebene.

Das Landschaftsbild ist das gleiche wie gestern, nur etwas gemildert durch das leuchtende Orangerot der Sonne, die eben aus den Coahuilabergen emporsteigt.

In Torreon wird der Zug gewechselt, es geht nun in genau östlicher Richtung durch die zweite Wüstenprovinz Coahuila. Ein paar halbeingetrocknete Seen bringen ein wenig Abwechslung, dann wieder stundenlang nichts als Sand, Steine, Kakteen. Um Mitternacht steigen die beiden Freunde in Saltillo in den Zug, der über die Höhe des Randgebirges nach Monterey führt. An Schlaf ist in dieser Nacht nicht zu denken. Die Bahn steigt auf über zweitausend Meter, es ist beißend kalt, von den steilen Felswänden widerhallt hundertfach das Keuchen der beiden Lokomotiven, das Rattern der schmalspurigen Bahn. Bei Sonnenaufgang grüßt sie auf der erreichten Paßhöhe ein glasklarer Morgen. Noch ist die Landschaft streng und herb. Noch fehlt ihr das schmeichelnde Kleid der Laub- und Nadelwälder. Aber das Auge, das tagelang nichts als die starren Formen der Kakteen gesehen hat, ist schon dankbar für das dunkle Grün der genügsamen Manguay-Agave, die in langen, schnurgeraden Reihen auf den abschüssigen Feldern gezüchtet wird. Und wie ein reinigendes Bad fließt der milde Ostwind, der die Würze des fernen Meeres mit sich führt, durch die ausgedörrten Lungen.

„Morgen abend sind wie in Tampico!"

Eine lange Pause folgt diesen Worten, die das ausdrücken, was die beiden in jeder wachen Minute denken. Ihre Blicke eilen dem Zug, der in rasender Fahrt bergab donnert, voraus, starren in den rosigen Dunst, der im fernen Osten über dem Golf von Mexiko liegt. Sie sehen nicht, wie es immer grüner um sie wird, sie fühlen nicht, wie die Luft wärmer und milder wird; sie starren in die lockende Ferne, bis ein Höhenzug ihre Blicke gewaltsam von dem Ziel ihrer Sehnsucht trennt.

„Morgen abend sind wir in Tampico", sagt Kroll zum zweitenmal, „hast du dir eigentlich schon überlegt, wie wir die Chance unseres Lebens verwerten wollen?"

„Wir haben jetzt November", beginnt Frank Leßner nachdenklich, „haben also noch sieben Monate Zeit bis zum Ablauf der Option. Ohne fremde Hilfe können wir jedenfalls unser Recht nicht verwerten. Das konnte nicht einmal Dodson, der über weit mehr Geld, Erfahrung und Verbindungen verfügte als wir. Wir müssen uns also wohl in Tampico an einen erfahrenen Ölmann wenden."

„Eine gefährliche Sache! Ich nehme an, daß wir in Tampico für tot gelten. Wenn wir nun plötzlich frisch und lebendig auftauchen, werden unsere Feinde nicht zögern, das nachzuholen, was ihnen bei Wilcox mißlungen ist. Und wer gibt uns die Gewißheit, daß der Ölmann, an den wir uns wenden, nicht zu unseren Feinden gehört. Wäre es nicht klüger, sich direkt an eine Gesellschaft zu wenden?"

Der Kleine schüttelt nach kurzem Nachdenken den Kopf. „Ausgeschlossen! Wir kennen nicht die Fäden, die sich dort spinnen! Denk nur an die Warnung Dodsons! Ich glaube, einen Ausweg zu kennen. Unter den Briefschaften unseres verstorbenen Freundes habe ich verschiedene private Schreiben gefunden. Darunter auch dieses." Frank reicht es seinem Freund.

„Lieber alter Dodson!" liest dieser halblaut. „Ich gebe Dir heute meinen Entschluß bekannt über die Sache in Tantajuca, wovon wir seinerzeit ausführlich gesprochen haben. So leid es mir tut, muß ich Deine Aufforderung, mitzutun, vorläufig ablehnen. Da Du ja meine Gesellschaft nicht beteiligen willst, müßte ich meine Stellung aufgeben. Und das will ich wegen einer doch etwas unsicheren Sache nicht machen. Aber wir reden noch darüber, wenn Du von den Staaten zurückkehrst. Vorderhand sei nicht böse Deinem alten Freund Gus."

„Was sagst du dazu?" fragt Frank. „Das ist der einzige Brief, der unsere Option erwähnt. Und wenn Dodson einem Dritten gegenüber davon sprach, muß das ein guter, verläßlicher Freund gewesen sein."

„Du hast recht, Frank", stimmt Vic zu, „unsere erste Aufgabe in Tampico muß sein, diesen „Gus" zu finden."

Eine scharfe Biegung der Bahn entschleiert den Reisenden das Bild der Stadt im Talkessel, Monterey, eine der schönsten und lebendigsten Städte Mexikos. Bis herauf leuchten die beiden Straßen, auf denen ein schwarzes Meer von Autos, Straßenbahnen und anderen Fahrzeugen wimmelt. Ringsum ein breiter, grüner Kranz von Park- und Gartenanlagen, aus denen die flachen schneeweißen Dächer der verstreuten Häuserblocks abstechen. Weiter außerhalb rauchen hohe Schlote, stehen gewaltige Fabrikbetriebe. Ein wohltuender Zusammenklang von Klima und Landschaft, von Lieblichkeit und Geschäftigkeit.

Das Gespräch zwischen den beiden Freunden ist verstummt. Das friedliche Bild zu ihren Füßen, vielleicht auch das beruhigende Gefühl des gefaßten Entschlusses läßt sie weicher werden, läßt ihre durch Nachtfahrt und Sorgen angespannten Nerven zur Ruhe kommen.

„Ich glaube, wir werden es schaffen, Frank", wendet sich Vic an den Freund neben ihm.

Aber Frank gibt keine Antwort. Seine Stirn lehnt am Fensterrahmen, die Augen sind geschlossen, der Mund halb offen. Bei jedem Stoß des Wagens schlägt sein Kopf an die scharfe Kante, ohne daß er erwacht.

„Armer Junge!" murmelt Vic, steht auf und legt den Schlummernden behutsam auf die Bank.

Die Wagentür wird aufgerissen, der Schaffner erscheint und brüllt: „Station . . ."

„Pst!" fährt ihn Vic an und deutet auf den Schlafenden.

„. . . Monterey", flüstert der Schaffner und schleicht auf den Zehenspitzen aus dem Wagen.

*

„In vier Stunden sind wir in Tampico!"

Zwei neugierige Augenpaare starren aus dem Wagenfenster. Aber es ist nicht viel zu sehen. Eigentlich gar nichts. Zu beiden Seiten des Zuges eine übermannshohe graugrüne Mauer von Busch. Wie mit der Maschine herausgeschnitten der schmale Weg der Geleise. Bei den Bahnhöfen haben Axt und Feuer größere Flächen aus dem Busch herausgeschält, eben Raum genug für das wellblechgedeckte Stationshaus und den Wassertank. Aber kaum zehn Schritte hinter der Haltestelle treten zu beiden Seiten wieder die grünen Mauern aus halbverdorrten Laubwäldern, [illegible]den Palmen- und Bananengruppen bis knapp an die Schie[illegible]. Ein feuchtheißer Odem brütet über diesen welken Auen, eine drückendheiße Schwüle, der sowohl der frische Luftzug der Höhen, wie auch die salzige Brise des Meeres fehlt.

Einziger Reiz dieses Buschlandes ist seine natu[illegible]ahe Unberührtheit. Und auch diesen Reiz verliert es, je weiter der Zug auf schnurgerader Straße nach Süden vordringt. Die grüne Wand wird durchsichtiger, niedriger, zahlreiche mit fußhohem Staub bedeckte Karrenwege schlagen Br[illegible]chen in den Urbusch, jedes Blatt, jeder Ast ist überzogen mit einer dicken Kruste von Sand und Staub. Kleine, armselige Gehöfte da und dort versuchen vergebens, das Landschaftsbild ein wenig freundlicher erscheinen zu lassen.

Die beiden Jungen sehen längst nicht mehr in die eintönige, reizlose Gegend. Die Spannung in ihnen, die bebende Erwartung der kommenden Ereignisse ist einer müden Gleichgültigkeit gewichen. Mit halbgeschlossenen, rotumränderten Augen lehnen sie am offenen Fenster, um wenigstens von dem heißen Luftzug der raschen Fahrt getroffen zu werden.

Wie oft hatten sie dieses erste Eindringen in das Land des Öls vorerlebt und es sich in leuchtenden Farben ausgemalt. War doch ihr ganzes Leben ein anderes geworden, seitdem aus dem Munde Dodsons das Wort „Chapopote" gefallen war. Schlag auf Schlag hatten die Ereignisse einander gejagt: der tödliche Schuß aus dem Dunkel, der plötzliche Besitz eines vielversprechenden Öllandes, das Auftauchen Ashlys, die Todesfahrt nach Wilcox, das

Zirkusabenteuer, der Grenzübertritt, der beinahe den Traum vom Reichtum zunichte gemacht hätte. „Euer Erbe heißt Kampf", hatte Dodsons sterbender Mund prophezeiend gesagt, „die Kugel rollt weiter!" Sie hatte die beiden unversehrt bis vor die Tore Tampicos gebracht. Wohin würde sie weiterrollen?

In den ewig gleichbleibenden Fensterausschnitt ragen plötzlich die Umrisse eines schwarzen Holzgerippes, zei .en sich in harten, klaren Linien von dem verschleierten Abendhimmel ab. Frank hebt den Kopf, umfaßt mit einem hellen, wachen Blick das neue Bild, diesen ersten stummen Ruf des Öls.

„Vic, ein Bohrturm!"

Die beiden springen auf, lehnen sich weit zum Fenster hinaus. „Da, noch einer! Und dort in der Ferne fünf, sechs . . .", ein tiefer, prüfender Atemzug bricht den Satz ab, füllt Vics Lunge.

Ein scharfer beißender Dunst weht durch die offenen Fenster, verdrängt den brandigen Geruch des Busches, den Schweiß- und Speisengeruch im Wagen. Eine Mischung von Petroleum, Teer und Ammoniak. Der Geruch, der der Ostküste Mexikos nördlich und südlich von Tampico seinen Stempel aufdrückt.

Wo ist die Müdigkeit, die Gleichgültigkeit der beiden Glückssucher? Weggewischt, weggeätzt von der ersten Welle des Geruchs, der ihre Lungen füllt, ihr ganzes Denken und Trachten in seine Fesseln schlägt. Eng aneinandergedrängt stehen sie am Fenster. Immer zahlreicher wachsen die Türme aus dem nächtlichen Busch in den dunklen Himmel. Warnend, drohend? Nein, aufwärtsragend, rufend, verheißend!

Lichter flimmern von Süden, wuchtig wie klobige Ungeheuer wachsen die Öltanks aus der Erde. Leben rauscht auf um die Geleise, Sirenen schreien, Autohupen brüllen, Motore knattern. Das Läuten der Zugglocke schrillt darüber, das emsige Rattern der Räder wird müder und müder, die Lampen der Station stehen still vor den Fenstern der Wagen: Tampico.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavin aus dem Abendland.

Heiteres Seemannsabenteuer von **Axel Lührig.**

Harry Dawson stand in seiner Koje und pfiff den Marsch von den Missourimädels und schäumte das kantige Kinn, die vollen Wangen und die gespitzten Lippen ein, daß gelegentlich einer der in die schmissige Melodie geschickt eingestreuten Triller eine Wolke weißen Schaums durch das Bullauge in die Fluten des Bosporus stäubte. Er seifte sich mit einem beharrlichen Ernst und einer weichen Hingabe ein, denn sein Bart war hart wie Eisen und sein Herz gerührt über den lieben Kerl, den Billy. Kein Landurlaub verging, ohne daß der gute Junge ihm nicht eine kleine Aufmerksamkeit mitbrachte. Auch diese wundervolle Rasierseife hatte er ihm lächelnd in die Hand gedrückt und war dann, weil der Ältere Dienst hatte, allein in die Geheimnisse dieser Stadt der Sultane und der Märchen hinabgetaucht.

Harry schabte mit aller Kraft seiner früher so gefürchteten Rechten, denn die Klinge taugte nichts mehr und war außerdem noch die letzte. Er bewegte den Charakterkopf mit der sehr breitgeklopften Nase mißmutig vor dem Spieglein an der Wand und freute sich doch insgeheim über das Spiel der ungeheuren Muskeln, denn er war, einer liebgewordenen Gewohnheit folgend, bis zum Gürtel nackt. Wie immer stimmte ihn die Erinnerung an die Zeit, wo ihn die Welt als Mittelgewicht kannte und schätzte, festlich und erhob ihn über den Alltag. In diese Weihestunde also platzte Billy Jones hinein, Billy mit dem Antlitz und der Statur eines Wikingers und dem Herzen einer guten Frau.

Mit einem hastigen Ruck warf er die Tür ins Schloß und umspannte mit eisernem Griff die Hand des Freundes, so daß sich die Klinge in dem Grübchen verfing. Eine herrische Handbewegung schnitt den erregten Protest ab, und der Exmeister im Mittelgewicht mußte eine Geschichte anhören, ein Erlebnis, wie es ihm wohl noch nie erregender vorgekommen sein konnte, — meinte Billy.

. . . Immer tiefer war er in das Innere der Märchenstadt vorgedrungen, hatte geschaut, gelacht und bewundert und sich immer mehr von dem Zauber des Morgenlandes betören lassen, bis ihm Traum und Wirklichkeit zu Rätseln wurden. Und dann kam sie, die schöne und unglückliche Frau, die ein gräßliches Schicksal in eine furchtbare Gefahr gebracht hatte. Er wußte wohl, daß ein Ungläubiger seine Blicke nicht zu einer Haremsdame erheben darf, aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen und schlenderte immer noch einmal die unbelebte Gasse entlang, an dem vergitterten Fenster vorbei, aus dem ihm die Märchenaugen folgten . . .

Wie Schraubstöcke preßten die Fäuste des erregten Erzählers die Hände des unglücklichen Steuermanns, der vergebens versuchte, den eingetrockneten Seifenschaum, der ihn bis zum Wahnsinn kitzelte, abzustreifen. — Eine weiße, blütenweiße, wundervolle, gepflegte Frauenhand winkte ihm aus dem Kerker orientalischer Sklavinnen zu! — Ein furchtbarer Ruck riß den armen, verschüchterten Boxer heran an Billys Mund mit den harten zusammengepreßten Lippen, und er mußte zu seinem Erstaunen hören, daß am nächsten Morgen die unglückliche Gloria den Herrn, der sie rauben ließ, mit einem griechischen Mädchenhändler vertauschen sollte; und ihn, Billy, Henry, John Jones sollte der Höllenhund verschlingen, wenn er nicht morgen mit bei der Partie sein würde!

Aufatmend ließ er sein Opfer los, und Harry zog sich scheu in die Ecke mit den Handtüchern zurück. Es wurde auch höchste Zeit, daß der Schaum herunterkam. Er kannte seinen jungen Freund und versuchte, ihn behutsam auf ein anderes Thema zu bringen; er stellte ihm vor, daß zumal im Orient die Phantasie auch dem stärksten Mann einmal einen Streich spielen kann. Geschickt, wenngleich nicht ganz angebracht, flocht er Berichte berühmter Reisender über Erlebnisse mit der gefürchteten Fata Morgana ein und krönte seine Ausführungen mit der philosophischen Betrachtung, Billy wäre noch in einem Alter, in dem der junge Mann glaubt, daß zu jedem Erlebnis eine Frau gehört.

Der gute Harry hatte sich umsonst in Eifer und Rührung geredet. Am nächsten Morgen gingen zwei Männer immer tiefer hinein in die engen und verschlungenen Straßen. Sie kamen in eine unbelebte Gasse und drangen in einen Hof ein. Unbemerkt schlichen sie heran und blickten gespannt auf einen plätschernden Springbrunnen, um den mehrere Kerle in reicher Kleidung herumsaßen. Sie stierten stumpfsinnig in das Wasser und rauchten einen Tabak aus den Wasserpfeifen, daß Harry Dawson aufgeregt und verzückt schnupperte. In der Mitte saß ein Europäer, sicherlich der Mädchenhändler, ein feister Lümmel, der auf Anhieb unsympathisch war und sich genießerisch die Lippen schleckte. Zwei Sklaven verbeugten sich mit gekreuzten Armen, wie es so Sklavenart ist, vor ihrem Herrn und brabbelten etwas Unverständliches vor sich hin. Ein Wink scheuchte sie in das Innere des Hauses, während die Gäste geschäftig ansehnliche Rauchwolken aus ihren Pfeifen pafften.

Die beiden Diener kamen zurück und zerrten ein verschleiertes Weib, das sich verzweifelt wehrte, vor die finsteren Burschen. Der Schleier zerriß, eine Flut goldblonder Locken umrahmte ein edles, schönes Gesicht, und ein wilder Schrei gellte, ein Ruf nach dem Retter aus höchster Not.

Harry war noch schneller hoch als Billy, und wie das Donnerwetter fielen sie über die verdutzten Schufte her. Der schäbige Grieche kam als erster dem schnaubenden Exmeister vor die Rechte. Er ließ sich Zeit und knallte ihm mit Behagen noch die Linke hinterher in die häßliche Visage. Billy hatte inzwischen den Hausherrn und einen Sklaven erledigt. Es war ein wildes Gefecht und ein schöner, fairer Kampf. In der Aufregung achteten sie nicht auf das vorzügliche Englisch der Türken und das silberne, glockenhelle Lachen der Sklavin Gloria. Sie ließen nicht locker, bis der Sieg vollständig war. Zu retten war ohnehin nichts mehr; Kostüme, Bärte, sogar die Apparate waren

hin, und der dritte Akt der „Sklavin aus dem Abendland“ wurde an diesem Tage nicht mehr gedreht.

Die Geschichtchen von der Befreiung einer schönen Frau enden eigentlich immer so, daß der Bösewicht erschlagen oder in den Kerker geworfen wird, und der jugendliche Held landet im Standesamt, wo er mit verlegenem Lächeln keine Zeit mehr findet, über die ernsten Folgen des Abenteuers nachzudenken. Bei den beiden schlaggewaltigen Seeleuten schloß das Lied anders. Sie waren schlichte, anspruchslose Männer, die nicht viel Aufhebens von einer wackeren Tat machen, und sie gingen bald, ohne auf Dank und Ehre zu warten, in ihr bescheidenes Leben zurück, begleitet von den Lobsprüchen und Segenswünschen aller guten Menschen, in den Ohren das silberhelle Lachen der „Sklavin aus dem Abendland“.

Fernsehen.

Der bekannte technische Mitarbeiter der französischen Rundfunk-Fachzeitschrift „Haut-Parleur“, Major Watts, veröffentlicht über eine Fernsehvorführung im Deutschen Pavillon der Pariser Weltausstellung folgenden interessanten Bericht:

Der Leiter des Deutschen Pavillons auf der Weltausstellung hatte am vergangenen Freitag die Presse zu einer Fernsehvorführung mit direkter Bildübertragung und Filmabtastung unter dem Protektorat der Reichspost eingeladen.

So konnten die französischen und ausländischen Journalisten, ohne die Reise nach Berlin zu machen, sich von den deutschen Ergebnissen auf diesem Gebiet überzeugen. Sie sind ausgezeichnet und absolut mit denen vergleichbar, die wir in London sehen konnten. Zu Beginn wohnten die Besucher nach einem sehr höflichen Empfang einer direkten Fernsehaufnahme mittels des Ikonoskopes (Bildfängers) auf der Terrasse des Pavillons bei. Sie wurden darauf sofort eingeladen, sich zur im Erdgeschoß liegenden Empfangshalle zu begeben, wohin die Bilder unmittelbar durch Draht übertragen wurden. Zwei Telefunken-Fernsehempfänger reproduzierten Bilder mit 375 Zeilen und 25 Bildern mit Zeilensprung von ausgezeichneter Güte — (Berlin ist inzwischen auf 441 Zeilen übergegangen). Der Rundblick, der von oben aufgenommen war, ließ die ausdrucksvolle Perspektive der Ausstellung links vom Eiffelturm erkennen. Schärfe und Gleichmäßigkeit, Plastik und fester Stand der Bilder waren vollkommen zufriedenstellend. Das Fehlen jeglicher Hintergrundunschärfe muß besonders betont werden, die es gestattete, absolut klare und einer normalen Kinovorführung gleiche Konturen zu erhalten.

Dann wurden mit dem gleichen Verfahren Filme übertragen. Die benutzte Apparatur bestand aus einem Telefunken-Bildzerleger nach Art des Ikonoskops und einer Einrichtung zum gleichmäßigen Ablauf des Filmstreifens. Die Ergebnisse waren gleichermaßen ausgezeichnet. Den Hauptanziehungspunkt bildete eine Fernsehsprechzelle der Reichspost, ähnlich der Anlage Berlin-Leipzig, die seit dem letzten Jahre in Betrieb ist. Bekanntlich erlaubt diese den beiden Gesprächspartnern in den zwei Städten, sich während der Unterhaltung zu sehen. Die Zerlegung der Bilder fand hierbei mit 180 Zeilen und 25 Bildern/Sekunde auf mechanischem Wege mit Hilfe eines Linsenkranzes statt. Die Methode der Lichtstrahlabtastung nach Ekström verlangt lediglich eine schwache Lichtquelle (6 Amp. Bogenlampe) und gibt die Möglichkeit einer gleichzeitigen Sicht dank der relativen Dunkelheit in der Zelle. Man kann diese Übertragung mit der von Defrance vergleichen, die vor zwei Jahren stattfand und eine Szene mit drei Personen fernzusehen gestattete unter Verwendung einer nur 1 kW verbrauchenden Lichtquelle. Die Bildzerlegung fand damals durch eine Lochscheibe statt. Die Besucher verfehlten nicht, die im Hinblick auf den Dauerbetrieb erforderliche, ausgezeichnete Werkmannsarbeit der Anlagen zu bemerken. Die Fernsehsprechübertragung benutzt deshalb nur 180 Zeilen, weil sie nur ein Kopf-, höchstens ein Brustbild zu übertragen hat; dennoch werden von der Telefunken-Gesellschaft bereits Versuche mit höherer Zeilenzahl angestellt.

Wie man gesehen hat, ist die deutsche Fernsehtechnik sehr weit fortgeschritten, weiter vielleicht, als man allgemein in Frankreich annahm.

 **Bunte Chronik** 

Kindesmord wegen einer Prophezeiung.

Vor dem Gericht in Ofenpest hat sich in den nächsten Tagen eine 35jährige Bäuerin namens Imre Pal zu verantworten, die beschuldigt wird, ihr zwei Wochen altes Kind erwürgt zu haben. Die Frau, die in dem Dorf Atta, unweit von Ofenpest lebt, gab für ihre grauenvolle Tat eine höchst merkwürdige Begründung an. Sie sei, so erklärte sie, kurz vor der Geburt ihres Kindes von einer Zigeunerin besucht worden, die sich als Wahrsagerin betätigte. Diese Frau habe ihr prophezeit daß das Kind, das Frau Pal zur Welt bringen werde, im Alter von 21 Jahren durch einen Unfall beide Beine verlieren werde. Um ihren Sohn vor diesem schrecklichen Schicksal zu bewahren, entschloß sich die Bäuerin, die steif und fest an die Worte der Wahrsagerin glaubte, das Kind kurz nach der Geburt zu erwürgen.

Nun ist die törichte Frau sehr überrascht, daß man sie als Mörderin bezeichnet, denn sie hat ja, wie sie meint, bei ihrer Tat nur das Wohl ihres Kindes im Auge gehabt, das sie davor bewahren wollte, sein Leben als Krüppel verbringen zu müssen.

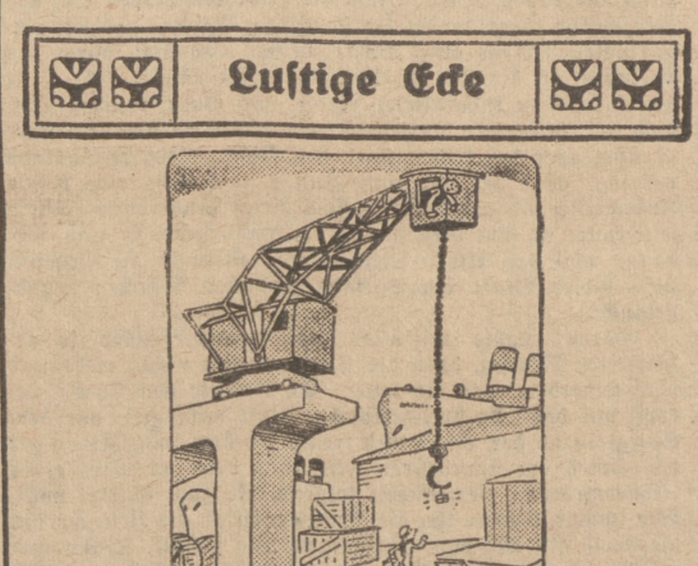
*

Alle fünf Minuten Abschied.

Ein Seemann kam nach langer Abwesenheit wieder zu seinem Mädchen nach Berlin und wollte sie, da sie ja keine Wohnung hatten, zunächst in der Wirtschaft, dann auf der Straße voller Wiedersehensfreude in den Arm nehmen und küssen. Sie aber wehrte ängstlich ab, nein, das schicke sich nicht. Da sah Jan Maat plötzlich, als sie sich einem Bahnhof gegenüber befanden, wie ein Paar sich abschiednehmend küßte. Glänzender Einfall! Er nahm sein Mädel unter den Arm, lief mit ihr zum Bahnsteig, und während die Reisenden in den Zug nach Paris stiegen, küßte er sein Mädchen nach Herzenslust. Der Zug fuhr ab, und das Paar ging zum Bahnsteig, auf dem der Zug nach Warschau bereitstand. Auch hier wurde geküßt, und dann wanderte man weiter zum Zug nach Hannover. Nun aber riß einem Dienstmann, der dies Manöver angesehen hatte, die Geduld.

„Jehn Se man lieber in de Unterjrund“, erklärte er wohlwollend den beiden, „da fahren die Züje alle fünf Minuten . . .!“

Lustige Ecke



Das Frühstückspaket des Kranführers.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.